

Kodaktion, Administration u. Druckerei:
Koblenzstr. 11.
Einsendete Briefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgesendet.

Ankündigungsbureau:
Stadt, Wallzeile 20. Inseratpreis nach Tarif. Inserate
übernehmen: Witzel, Ann.-Exp. in Prag; Jos. A.
Kienreich, Zeitungs- u. Ann.-Exp. in Graz; J. Bickner,
Ann.-Exp. in Budapest; A. V. Goldberger, J. Leopold,
Ann.-Exp. in London; im Auslande John P.
Jones & Co. in Paris; J. H. Rue du Faubourg Mont-
martre; H. H. Messer in Berlin; München:
Leipzig: H. H. Messer; A. Vogel in Hamburg;
Herrlin, Frankfurt a. M.; u. Basel; Ann.-Exp.
"Invalide" in Berlin; in Chemnitz:
Heinrich Bauer, Ann.-Exp. in Hamburg; Orell
Füssli & Co. in Zürich; und in Wien: J. H. H.
Deutschland, Frankfurt, England, Italien etc.; Ger-
hards's News Exchange, Mainz.

Abonnement für Wien:
In Hauptverlag, Wallzeile 20: Ganzjährig K. 6.20,
monatlich K. 5.20. Mit 1/2, zweimonatlich 10.20.
Hans: Vierteljährig K. 12.50, monatlich K. 4.20.
Einsendete Briefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgesendet.

Abonnement für Deutschland:
In Hauptverlag, Wallzeile 20: Ganzjährig K. 6.20,
monatlich K. 5.20. Mit 1/2, zweimonatlich 10.20.
Hans: Vierteljährig K. 12.50, monatlich K. 4.20.
Einsendete Briefe werden nicht angenommen und
Manuskripte in keinem Falle zurückgesendet.

Neue Freie Presse. Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Mit 1/2 einmal Postverrechnung: Ganzjährig K. 6.20, halb-
jährig K. 3.20. Mit 1/2, zweimonatlich 10.20.
Hans: Vierteljährig K. 12.50, monatlich K. 4.20.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig:
Bei uns (Kreuzband-Vertrieb): Deutschland:
Berlin K. 20, f. Staaten d. Weltpostverträge K. 22.
Bei den Postämtern in Deutschland:
11 M. 10 Pf., Schweden 12 Fr. 5 C., Belgien 12 Fr.
40 Ct., Italien 14 L. 20 C., Rumänien 15 Fr. 50 Ct.,
Serbien 15 Fr. 50 Ct., Bulgarien 12 Fr. 50 Ct.,
Russland 5 Rub. 25 Kop., Griechenland (S. d.
Buch. Sect. d. Barb. Alben, d. Zeitg.-Exp. i. Triest) 2.
Zugb. Türkei K. 12.50, Aegypten K. 17.50,
Aegypten 15 Fr. 50 Ct., Dänemark 10 K. 50 Qers.
Bei den Agenturen in Italien: Österreichs
Exchange, Mailand, 1. Via Friese, K. E. Dillig, 1.
Mailand und Rom; Loecher & Co. in Rom 25 Francs
50 Ct.; Frankreich: Österreichs Exchange,
Paris, 8. Rue St. Georges, Agence Havas, Paris, 25 Fr.
50 Ct.; England: Österreichs Exchange, London,
5, New Coventry Street, Leicester Square W., A. Siegel, 25,
Lime Street E. C., London, 10 sh. Nordamerika:
E. Steiger, 25 Paris-Place, G. K. Stehler, 788 Broadway
in New York, 40 Cent. Verfr. für Deutschland, Frank-
reich, England, Italien etc.: Österreichs Exchange,
Mainz.

Für die an Agenten, Anzeiger oder Vertriebsstellen
beschieden Beträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 15320. Wien, Mittwoch, den 17. April 1907.

Wien, 16. April.

Mit einigem Erstaunen vernimmt man, daß die beiden europäischen Staaten, die für die Haager Konferenz Vorschläge zur Begrenzung der Rüstungen angemeldet haben, miteinander über den Bau von Kriegsschiffen verhandeln. Schon vor einigen Tagen ist gerüchelt worden, daß König Eduard in Cartagena seine Einwilligung erklärt habe, für die Wiederherstellung der spanischen Kriegsmarine die finanziellen Vorbedingungen zu schaffen, wogegen Spanien sich anheischig gemacht hätte, zum Dank für diese Hilfeleistung seine Häfen im Kriegsfall den britischen Schiffen zur Verfügung zu stellen. Heute berichtet nun der Madrider Korrespondent eines Pariser Blattes, der spanische Marineminister habe ihm im Verlaufe einer Unterredung bestätigt, es sei in Cartagena von der Verteidigung der Küsten Spaniens und von der Reorganisation der spanischen Flotte die Rede gewesen, und es sei zu hoffen, daß diese Zusammenkunft erfreuliche Ergebnisse für die Zukunft Spaniens als Seemacht haben werde. Uebrigens versichert eine andere Madrider Depesche, daß die Erklärung der dortigen Regierung über ihren auf der Konferenz zu erwartenden Vorschlag nicht ganz richtig wiedergegeben oder nicht richtig ausgelegt worden sei, und diese Korrektur würde allerdings mit den Nachrichten über die Art, wie sich Spanien die praktische Durchführung der Rüstungsbegrenzung vorstellt, übereinstimmen. Denn diesen Nachrichten zufolge sollte in Madrid der Plan bestehen, eine Abmessung von Heer und Flotte nach der Bevölkerungszahl einzuführen, wobei sich in der Tat ergeben würde, daß Spanien, dessen Flotte im unglücklichen amerikanischen Kriege so schwere Verluste erlitten hat, innerhalb einer solchen Abmachung noch Spielraum genug hätte, um neue Panzerschiffe zu bauen. Niemand wird bestreiten, daß das Königreich, das einst eine so glänzende Rolle in der Welt gespielt hat, sehr wohl daran tut, seine zusammengebrochenen Verteidigungskräfte zu stärken. Wenn die spanische Regierung trotzdem, in welcher Form immer, die Anregung Campbell-Bannermans unterstützt, so liegt darin um so mehr ein Beweis dafür, wie sehr sie bestrebt ist, England gefällig zu sein. Andererseits ist es auch klar, daß König Eduard nicht aus bloßer persönlicher Vorliebe für Spanien oder für seinen Herrscher die Wiederherstellung Spaniens zur Seemacht begünstigen will, sondern daß er bestimmte politische Gründe dafür haben muß. Man weiß ja, worauf der König hinzielt. Ihm ist es darum zu tun, die Bewegungsfreiheit Deutschlands einzuzengen. Deutschland soll gezwungen werden, sich aus der Weltpolitik, in die es eingetreten ist, wieder zurückzuziehen, es soll dadurch auch in seiner wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit beschränkt werden und den Ehrgeiz aufgeben, außerhalb Europas mitzusprechen. Wenn Spanien, von England neu ausgerüstet, in dessen Gefolgschaft tritt, so gewinnt die Londoner Diplomatie ein neues Mittel, um

Frankreich bei ihrem System festzuhalten. Für die französischen Chauvinisten, die die „entente cordiale“ als eine Anweisung auf die Erfüllung ihrer Revanchewünsche betrachten, wie sie früher auf das Bündnis mit Rußland hofften, ist es eine Beruhigung, daß nun auch der südwestliche Nachbar in das System einbezogen ist, und für solche französische Politiker, die vielleicht nur zögernd dem britischen Druck folgen, soll der Blick auf ein wiedererwachtes, mit England beinahe verbündetes Spanien, dessen Kräfte den britischen zuzuzählen wären, eine Mahnung sein, es mit der größten Seemacht, der größten Mittelmeermacht, nicht zu verderben.

Man kann sich fragen, ob dieses Spiel nicht allzu kompliziert ist, um auf die Dauer fortgeführt werden zu können, ob sich die Bestrebungen, auf allen Seiten Helfer für den einen Zweck zu werben, nicht schließlich gegenseitig durchkreuzen müssen. Die Chauvinisten, die sich durch die englischen Komplimente und das englische Beispiel ermutigen lassen, werden sehr enttäuscht sein, wenn auch sie merken, daß England den Krieg gar nicht will, wenn sie entdecken, daß England mit einem französischen Siege, aus dem sie rechnen, am allerwenigsten gebietet wäre. Die Unverhältnissen sind zwar für jedes Bündnis zu haben, von dem sie sich versprechen, daß es eines Tages Deutschland dazu zwingen könnte, die verlorenen Provinzen herauszugeben, und es dauert lange, bis sie erkennen, daß nur sie selbst sich das Versprechen gegeben haben, die Verbündeten aber nicht; die Masse derjenigen aber, die zwischen den unbedingt Revanchelustigen und den Friedliebenden schwanken und sich durch den augenblicklichen Eindruck bestimmen lassen, kann wohl eines Tages der Situation müde werden, in die Frankreich gebracht wird. Die Bemühungen, gleichsam einen Heerban zu sammeln, der berufen ist, auf Deutschland zu drücken, um es weltpolitisch zu boykottieren, können natürlich nicht mit Behagen aufgenommen werden; eine Gruppierung, die eine bestimmte Spitze hat, ist kein erfreulicher Anblick. Insofern bleibt trauerträglich, daß an dem entscheidenden Punkte, in Frankreich, die Friedensliebe der großen Mehrheit der Nation doch eine politische Macht geworden ist und daß in Deutschland den Bewegungen, die sich wirklich oder anscheinend vollziehen, eine Ruhe entgegengesetzt wird, die eine starke Bürgschaft gegen das Austreten bedenklicher Zwischenfälle bildet. Das Deutsche Reich will selbstverständlich auch nur auf ein Diskutieren von Vorschlägen zu einer Bindung in den Rüstungen nicht eingehen; es kann und darf darauf nicht eingehen, weil es immer stark genug sein muß, um, auch ohne an das Schwert zu schlagen, die Angriffslust einzuschüchtern. Wie Oesterreich-Ungarn und Rußland lehnt es, im Interesse des Friedens selbst, durchaus ab, sich mit der Frage der Einschränkung der Rüstungen zu beschäftigen, die Präsident Roosevelt sogar in seinem Schreiben an den amerikanischen Schiedsgerichtskongress, an die amerikanischen Pazifisten, als eine „minder wichtige“ erklärt. Im Besitze der Freiheit, seine

militärischen Kräfte so zu bemessen, wie es die Regierung und die Volksvertretung für gut findet — und der Ausfall der letzten Reichstagswahlen erweist sich gerade unter dem gegenwärtigen Umfange als ein sehr wesentlicher Gewinn — kann es die rauchende Woge anbränden lassen, ohne aus der Fassung zu geraten. Die beste Politik, die es jetzt treiben kann, ist die des gelassenen Abwartens. Der englischen Diplomatie ist es gelungen, eine Konstellation zu schaffen, die ihr Vorteil auf Vorteil in Asien und in Afrika gebracht und die das Reichsgefühl der Tochterstaaten in Australien und in Amerika belebt hat, und um diese Konstellation noch weiter ausnützen zu können, sucht sie die Zahl der möglichen Mitbewerber um einen, den, wie sie glaubt, gefährlichsten, zu vermindern. Aber Deutschland kann getrost erklären, daß es jenseits seiner heutigen Grenzen nur kommerzielle Interessen verfolgt und daß es nur verlangt, sich nach dem Maße seiner Kraft auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz betätigen zu können. Wenn ihm und den anderen Industriestaaten eine Wendung der britischen Jollpolitik droht, so hat es dafür den Weg zu freundlichen Handelsbeziehungen mit den Vereinigten Staaten gefunden.

Sich über alles Rechenschaft geben, sich nichts verborgen, seine Kraft zusammenhalten und seine sichere Ruhe bewahren, ist in der Politik allezeit das Richtige gewesen. Die Völker haben den Anspruch darauf, die wahre Sachlage zu kennen; eine politisch reife Nation, die sich ihrer Kraft bewußt ist, wird sich dadurch nur zu gesteigerter Entschlossenheit bestimmen lassen. Die Arbeit an der Annäherung der Völker entbehrt nicht der Pflicht, strenge Wachsamkeit zu üben. Und wenn man von hoher Warte hinaus sieht, wird man nicht nur die fieberhafte Tätigkeit der Gegner erblicken, sondern wird auch erkennen, daß auch diese Tätigkeit nicht ununterbrochen von Erfolg zu Erfolg schreiten kann. Schließlich verfolgt jeder von denen, die sich jetzt um England scharen oder scharen möchten, seine eigenen Zwecke, und alle Zwecke lassen sich auf die Dauer nicht vereinigen.

Englands Mithilfe zum Ausbau der spanischen Flotte.

Wien, 16. April.
Zu der aus Madrid kommenden Nachricht, daß England der spanischen Regierung seine Mithilfe zum Ausbau der Flotte bietet, wird uns von einer informierten Seite mitgeteilt:
Schon seit Jahren wird in Spanien der Plan der Wiederherstellung der im Krieg mit Amerika zertrümmerten Seemacht ernstlich ventilirt. Die Finanzen Spaniens bewegen sich seit Jahren in aussiegender Linie. Es gibt stets Ueberschüsse und der Ueberschuß des letzten Budgets beträgt etwa 150 Millionen Pesetas. Daß Spanien sich unter solchen Umständen vom Auslande das Geld zur Herstellung einer Flotte beschaffe, davon braucht

Die 74. Fortsetzung des Romans „Die blaue Laterne“ von Paul Imdan befindet sich auf Seite 24.

Fenilleton.

Erzählungen einer Tante.

Von Hermann Bahr.

Eine alte Frau sitzt und denkt schmerzlich und ist vonummer schwer, da kommt ein Freund, möchte sie trösten, und so verlockt er sie sanft, von vergangenen Zeiten zu erzählen. Er fragt, sie antwortet, und allmählich geraten sie weit zurück, bis in ihre Kindheit hinab. Und sie erzählt, Blöthli sagt er: „Wissen Sie, daß es eigentlich sehr schade ist, wenn solche Erinnerungen verloren gehen?“ Sie lächelt verwundert. Es ist ihr niemals eingefallen, daß ihr Leben interessant sein könnte, auch für einen andern. Aber der Freund setzt ihr zu; sie soll es doch einmal versuchen, manches aufzuschreiben. Und sie tut's. Erst wohl nur, um ihre Zeit zu füllen. Aber bald reißt es sie, es macht ihr Spaß. Sie selbst bemerkt jetzt eigentlich erst, wie merkwürdig ihr Leben doch war. Seltsam: Sollte es, wenn man sich erinnert, stärker sein, als wenn man es erlebt? Ihr wird ganz philosophisch. Und alles sieht ihr jetzt auch ganz anders aus als damals, und wunderbar ist es, wie Gutes und Böses sich jetzt nähern; in der Erinnerung ist der Unterschied gar nicht mehr so groß, und sie gewahrt, daß man auch dem besten Menschen immer etwas Schlimmes nachsagen kann, und den schlimmsten etwas Gutes. Und so lebt sie jetzt, in der Stille, beschaulich ihr ganzes Leben noch einmal und fühlt es jetzt erst ganz. Und als alles aufgeschrieben ist, soll es sorgsam eingebunden werden. Da fragt der Buchbinder um den Titel auf dem Rücken. Es macht sie verlegen. Memoiren? Das klingt zu feierlich. Sie wird es ihm morgen sagen, sie will nachdenken. Und nachts träumt ihr, es frage jemand ihren Neffen, was das für zwei dicke Bücher sind. Und er antwortet: „Das sind die Erzählungen meiner Tante.“ Und sie wacht auf und ruft: „Gut also, Erzählungen einer Tante!“

1835, die Erzählungen schrieb, war sie 54 Jahre alt. Sie starb erst 1866. Ihr Neffe, der Erbe der Memoiren, ließ sie liegen und eben jetzt erst werden sie von Herrn Charles Nicoulaud *) edirt.

Es sind wirklich „Erzählungen“, sie „erzählt“ wirklich, das ist so angenehm. Es wird nichts berechnet, nirgends an die Wirkung auf den Leser gedacht; oder man hat wenigstens niemals das Gefühl. Es ist wirklich solesomant un causeris de vioilles femmes, un ravaudage de salon. Sie schreibt, sagt sie einmal, wie man sticht; wichtiger sei es ihr nicht. Und das tut einem sehr wohl, wenn ein Autor einmal sich nicht wichtig nimmt. Dabei ist sie klug, will den Menschen wohl, ohne sich deswegen über sie zu täuschen, und erkennt ihre Gemeinheit, ohne sich deswegen über sie zu erzürnen. Ich weiß nicht, hat Joseph de Maistre einmal gesagt, wie die Seele eines Schurken sein mag, aber ich weiß, daß die eines anständigen Menschen ein recht häßliches Ding ist. Daran muß man hier zuweilen denken. Aber sie läßt sich dadurch nicht stören, nimmt die Menschen, wie sie nun einmal sind, macht sich und den anderen nichts vor, wehrt sich, wenn es sein muß, fügt sich, wenn es sein kann, läßt leben und lebt, fünfundsiebzig Jahre lang, immer sich schmiegend zugleich und doch sich behauptend, was auch vielleicht das einzige Mittel ist, um so alt zu werden.

Das Kind kommt an den Hof des sechzehnten Ludwig. Es wächst sozuzagen auf den Knien der königlichen Familie auf. Höfischer Prunk, höfische Zucht, höfisches Wesen werden ihm vertraut. Was sie davon erzählt, ist uns ja nicht neu. Aber man vergißt es immer wieder. Man hat heute die Neigung, es zu vergessen. Manche geben heute dem Worte „höfisch“ einen Ton, als ob dies alles, was wir doch längst wissen, nun wieder vergessen wäre. Solchen ist zu raten, dieses Buch zu nehmen, um hier den christlichsten Hof und den christlichsten Adel und der sublimsten Höflichkeit Vollenbung in der Nähe zu sehen.

*) „Rechts d'une Tante.“ Mémoires de la comtesse de Boigne, née d'Ormond, publiés d'après le manuscrit original par M. Charles Nicoulaud. T. 1. 1861-1864. Paris, Librairie Plon, 1907.

Die Gräfin erzählt, unter den höchsten Bräuten, mit welchen sich ihr Vater habe niemals ganz ausöhnen können, sei es besonders die Form gewesen, in welcher man zum souper dans les cabinets eingeladen wurde. Zu diesem kam der König mit der königlichen Familie und es wurden stets etwa dreißig Personen gebeten. Man verständigte die Damen in der Früh, sie kamen ins Theater, und nach der Vorstellung schlossen sie sich dem König an. Anders war es mit den Herren. Diese hatten im Theater zwei Reihen, der Reihe der Damen gegenüber. Dort nahmen die Höflinge Platz, welche sich Hoffnung machten, eingeladen zu werden, und der König, allein in seiner Loge, musterte sie nun während der Vorstellung durch seinen Cuder und man sah ihn mit einem Bleistift einige Namen notieren. War die Vorstellung aus, so begaben sich die Herren erwartungsvoll in einen Saal und harrten. Endlich ging die Tür auf, ein Lakai erschien, einen Leuchter und den Zettel des Königs in der Hand, und las einen Namen ab. Der Glückliche, der genannt war, verbeugte sich vor den anderen und ging, um ins Allerheiligste zu verschwinden. Es öffnete die Tür sich wieder, der Lakai kam zurück, wieder wurde, mit ängstlichen Hoffnungen ersehnt, ein Name gerufen. Der Selige grüßte tief und ging; sie warteten wieder, der Diener kam zurück. Und so weiter. Bis zuletzt kein Name mehr auf dem Zettel des Königs war. Da schlug ihnen der Lakai mit einer Hastigkeit, die von der Sitte vorgeschrieben war, die Türe vor der Nase zu. Nun wußte jeder, daß er in seinen Hoffnungen getäuscht war, und man ging immer ein bißchen besämiert fort, obwohl einem ja im voraus bekannt war, daß es stets mehr Kandidaten als Erwählte gab. Es gab einen Höfling, der seit zehn Jahren jeden Tag aus Paris nach Versailles heraufkam, um jeden Tag wieder dieselbe Tür mit Lärm über seinen Hoffnungen zufallen zu hören, ohne daß sie sich ihm jemals geöffnet hätte. Seine zu große Geduld machte vielleicht den König ungeduldig oder dieser hatte sich schon daran gewöhnt, ihn zu sehen, ohne ihn einzuladen, wie Könige die Gewohnheit haben, an gewisse Personen immer dieselben Fragen zu stellen.

demnach keine Rede zu sein. Die Finanzen waren so günstig, daß der Staat bald daran dachte, den Städten die Ostro-Abgaben zu erlassen, bald wieder daran, einen Teil der Ueberschüsse für öffentliche Arbeiten zu verwenden, aber vor allem behauptete sich der Gedanke, daß die vernichtete Flotte Spaniens aus den Ueberschüssen regeneriert werden müßte. Der gegenwärtige Ministerpräsident, Maura, erörterte auch den Plan, eine innere Anleihe von 600 Millionen aufzulegen, deren vielfache Ueberzahlung als sicher gilt.

Während also das Geld zur Herstellung der Flotte vorhanden ist, sind die Arsenalen Spaniens und die Industrien des Landes nicht darauf eingerichtet, die Flotte auszubauen. Die hervorragendsten Staatsmänner Spaniens waren von vornherein der Ueberzeugung, es wäre inopportun, nach dem Beispiele Japans die Flotte auf englischen und amerikanischen Werften erbauen zu lassen, und sie meinen, es wäre das Beste, wenn englische Unternehmer die Arbeiten in den spanischen Arsenalen ausführten und dabei auch geschulte englische Arbeiter verwenden. So würde doch das Geld, das man zum Aufbau der Flotte brauchte, zum großen Teil im Lande selbst bleiben.

Die englischen Unternehmer Harrow und Armstrong boten sich an, die Schiffe im Arsenal von Ferrol zu bauen. Von den drei Arsenalen, die Spanien besitzt — Ferrol, Cadix und Cartagena — ist Ferrol das größte und liegt England am nächsten. Auch ein deutscher Unternehmer aus Kiel hatte sich für den Ausbau der Flotte angeboten, aber weniger aussichtsreich als die englischen Bewerber.

Bei der englischen Regierung fand das Angebot der englischen Unternehmer eine wenig beifällige Aufnahme.

Es kann nun als ziemlich sicher angenommen werden, daß durch die Zusammenkunft der beiden Herrscher in Cartagena das Hindernis hinweggeräumt wurde, daß die englische Regierung den englischen Unternehmern irgend welche Schwierigkeiten bereite, vielmehr werden diese unter dem Schutze der englischen Regierung das geplante Unternehmen auf spanischem Boden ins Werk setzen können.

In Spanien hat man hiebei keinerlei feindliche Hintergedanken gegen Deutschland. Wer die heutige Stimmung in Spanien kennt, weiß, daß Deutschland sich heute dort eines ungeheuren Prestiges und großer Beliebtheit erfreut. Der Handel mit England ist zu Gunsten desjenigen mit Deutschland sehr beeinträchtigt worden. Der spanische Kaufmann steht viel lieber mit der deutschen Industrie in Verbindung, weil diese sich seinem Geschmade besser anpassen weiß und ihm auch entsprechende Zahlungsbedingungen macht als die englische. Dazu kommt, daß Kaiser Wilhelm sich großer Verehrung beim König Alfonso erfreut und im ganzen Lande hoch im Ansehen steht. Der Sohn des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Maura, Gabriel Maura Conde de la Mortera, einer der begabtesten Publizisten Spaniens, hat erst jüngst eine Reihe von Artikeln über Kaiser Wilhelm veröffentlicht, in denen er bei der größten Bewunderung für ihn zu dem Resultate gelangt, daß Deutschland zwar eine Autokratie sei, jedoch dadurch aufhöre, eine solche zu sein, daß sich von innen heraus durch die große Ordnung und weise Organisation die Kräfte glücklich regeln.

Bei aller Bewunderung für Deutschland wird jedoch Spanien aus Motiven des politischen Opportunismus an die Seite Englands gedrängt. Zunächst ist es die größere Nähe Englands, dessen Küsten man nach sechsunddreißigstündiger Fahrt erreicht. Dann sagen sich die Spanier, daß Portugal durch seinen Anschluß an England seine Kolonialmacht zu behaupten verstanden, während Spanien sie verlieren, weil es sich nicht genug an England anlehnte.

Es ist die Furcht, die Spanien an die Seite Englands drängt. Mit Ehren denkt man in Spanien an all das Furchtbare zurück, das man erlitten, so oft man mit England in Fehde war. Es gibt kaum eine Phase in der Geschichte, in der Spanien glücklich gewesen wäre, wenn es nicht an der Seite Englands war. Wie viele historische Belege lassen sich dafür anführen — der Untergang der Armada unter Philipp II., die Schlacht von Trafalgar einerseits, die erfolgreiche Abwehr Napoleons I. andererseits, als Wellington an der Seite Spaniens zu finden war.

Spanien will sich nach den furchtbaren Erfahrungen des Krieges mit Amerika keinen neuen Gefahren aussetzen und darum schließt es sich England an. Unter englischem Einflusse geht es in Marokko vereint mit Frankreich vor, und auch auf der Haager Konferenz wird es an der Seite Englands stehen, wenn auch ohne Begeisterung und ohne irgend welche feindselige Spitze gegen Deutschland.

Bezeichnend genug ist es, daß die ganze liberale Presse Spaniens in ihren Kommentaren über die Entrevue in Cartagena sich von vornherein gegen die Zumutung wehrt, daß Spanien etwa eine Politik machen sollte, die jemals sich in einer Deutschland feindseligen Richtung bewegen könnte. Die Parole in Spanien lautet: Wir wollen die Freunde Englands, aber niemals die Feinde Deutschlands sein, und so soll denn auch die zu erbauende Flotte sich nicht zu einem gegen Deutschland gerichteten Instrument gestalten.

Die spanische Kriegsflotte.

Obwohl im Jahre 1897, somit kurz vor dem Kriege mit Nordamerika, die spanische Flotte in zwölfter Stunde eiligst verstärkt wurde, konnte es in der kurzen Frist eines Jahres nicht mehr gelingen, die seit Jahrzehnten vernachlässigte Marine auf einen Stand zu bringen, daß sie dem Gegner mit Erfolg begegnen konnte.

So kam es, daß bei Kriegsausbruch (24. April 1898) die beiden einzigen neueren Schlachtschiffe „Emperador Carlos V.“ und „Pelago“ (9000 Tonnen) noch im Bau begriffen, die zwei alten, aus den Sechzigerjahren stammenden Panzerschiffe „Victoria“ und „Numancia“ noch mitten in der Erneuerung ihrer Artillerie begriffen waren, und daß nur vier relativ schwache Panzerkreuzer allionsbereit standen, deren modernstes, „Cristobal Colon“, ohne schwere Geschütze in den Kampf ziehen mußte; die übrigen vier projektierten Schwesersschiffe bestanden erst auf dem Papiere. Geschützte Kreuzer waren fünf vorhanden, aber nicht vollständig ausgerüstet, zwei weitere lagen erst in den Spanten, und nur Schiffe dritten und vierten Ranges besaß Spanien eine reichliche Zahl, die jedoch für so einen ersten Kampf wie der bevorstehende bloß als Auxiliarkräfte anzusehen waren und eine billige Beute des Feindes werden mußten. Die Torpedoflotte zählte 14 Torpedokanonboote, sechs in England gekaufte Torpedobootzerstörer, 13 Torpedoboote und 1 Unterseeboot. 14 Handelsdampfer standen als Transportschiffe und Auxiliarkreuzer zur Verfügung, um den Mangel an sonstigen schnelleren Schiffen auszugleichen. Die Geschütze der zur Entsendung geeigneten Kreuzer waren zudem nicht in tadellosem Zustande und funktionierten mangelhaft. Zur Zeit des Kriegsausbruches lagen der Panzerkreuzer „Alfonso XI.“ und der ungepanzerter Kreuzer „Reina Mercedes“ in den kubanischen Gewässern, zwei andere Panzerkreuzer, „Isla de Luzon“ und „Isla de Cuba“ und die ungeschützte „Reina Cristina“ befanden sich bei den Philippinen, wo außerdem noch 3 Kanonen- und 4 Torpedoboote lagen.

Dies war die gesamte Flottenmacht des Königreiches Spanien, mit der es in zwei gleichzeitige überseeische Kriege zog, deren Schauplätze um Tausende von See-

meilen auseinander lagen. Der Ausgang konnte von Anfang her nicht fraglich sein und Spanien büßte trotz bewundernswürdiger Tapferkeit seines Marinepersonals seine vier Kreuzer, „Cristobal Colon“, „Victoria“, „Maria Teresa“ und „Quendo“ vor San Jago di Cuba und die Streitkräfte bei den Philippinen ebenfalls gänzlich ein.

Zu den seither vergangenen neun Jahren hat die spanische Flotte bloß durch den Bau eines Kreuzers erster Klasse, „Cataluna“ (7500 Tonnen), von zwei Kreuzern zweiter Klasse, „Reina Regente“ und „Cintrabudra“ (5350 und 2134 Tonnen), einen neuen, modernen Kern erhalten, der aber nicht einmal ausreicht, um den Küstenaufsichtsdienst auszuüben. Aus früheren Zeiten sind noch vorhanden das einzige Schlachtschiff zweiter Klasse, „Belago“, die Kreuzer erster Klasse „Princesa di Austria“ und „Carlos V.“, der Kreuzer dritter Klasse „Rio de la Plata“ (1950 Tonnen) und eine Flottille von zwei Panzerkanonenbooten, fünf veralteten Torpedobootzerstörern, sieben veralteten Torpedoboote, nebst 18 sonstigen kleinen Küstenverteidigungs-, Schul-, Vermessungs- und Servitutsschiffen. Die Auxiliarkreuzerflotte zählte 18 Dampfer der „Compania Transatlantica“.

Bei diesem Flottenstande von nur einem minderwertigen Schlachtschiffe, drei modernen und drei alten Kreuzern zweiter Güte für das Geschwader der ersten Linie, mußte Spanien begreiflicherweise allen Aspirationen zur See bis auf weiteres entsagen und das Schicksal seiner einst so stolzen, siegesgewohnten, unüberwindlichen Armada besseren zukünftigen Zeiten überantworten. Diese scheinen nun in der Tat gekommen zu sein, denn nach dem neuen, vor kurzem beschlossenen Flottenbauplan wird beabsichtigt, zunächst acht Schlachtschiffe ersten Ranges von 14.000 Tonnen Displacement anzuschaffen, die Kreuzerflottille durch vier Einheiten erster Klasse von 8000 Tonnen zu verstärken und die Torpedoflotte auf einen Stand von 12 Torpedobootzerstörern und 12 Hochseebooten zu bringen. Drei Unterseeboote sind bereits jetzt im Bau.

Bei dem angeführten der bezeichnend langen Untätigkeit der Kriegswerften begreiflichen Unvermögen der spanischen Marine, sich moderne Kriegstypen im eigenen Lande zu bauen, war man in dieser Richtung naturgemäß völlig auf das Ausland angewiesen, und unter den obwaltenden politischen Verhältnissen, unter denen für Spanien eventuell noch österreichische Schiffsbauetablissemments hätten in Betracht kommen können, lag es nahe, daß das so eng befreundete und zudem in maritimen Fragen leidende Großbritannien in erster Linie zu Rate gezogen werden dürfte.

Die Neugeburt der Flotte erheischt übrigens andere weitige Maßnahmen zur Sicherung der arg vernachlässigten Kriegshäfen und Arsenalen, zur Hebung der Ausbildung der in weit höherer Stärke auszubildenden Schiffsmannschaften, ferner organisatorische Vorarbeiten mannigfacher Art, so daß der gesamte Aufwand für die beabsichtigte maritime Aktion mit 500 Millionen Pesetas kaum zu niedrig veranschlagt sein wird. Dies ist das einzige Moment, das etwa skeptischerweise gegen die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Realisierung obigen, sehr wohl durchdachten Flottenplanes eingewendet werden kann.

Der Kriegshafen Ferrol.

Der spanische Kriegshafen Ferrol, dessen Arsenal an eine englische Schiffahrtsgesellschaft vermietet werden soll, liegt, wie schon bemerkt, an der äußersten Nordwestspitze der iberischen Halbinsel, und zwar an der nördlichen Verästelung des Meerbusens von La Coruna, der sich zwischen dem Cap Finisterre und dem von Ortegal in das Friesland einzwängt. Die vorspringende Lage der galicischen Halbinsel in den Atlantischen Ozean begründet die große maritime strategische Bedeutung der Gegend von La Coruna und Ferrol. Eine in diesen Gewässern ankommende Kreuzerflotte vermag sämtliche Schiffahrtslinien zu be-

Natürlich blieb das Recht, sich abends die Tür vom Salai vor der Kasse zuschlagen zu lassen, strenge dem Adel vorbehalten. Damit nahm es der Hof sehr genau. Im Heer war das nicht so. Da brangen damals schon reiche Bürger ein, und der alte Adel begann sich mit der neuen Finanz anzufreunden. Darauf vertrauend, dadurch weggehen, erkühnte sich einst ein junger Offizier, ein Herr v. Luffon, sehr reich, ausgezeichnet im Dienste, ein Liebhaber der besten Gesellschaft, einmal auf einem Balle der Königin zu erscheinen. Man wies ihn mit solcher Härte, so brutal hinaus, daß er sich vor Scham noch dieselbe Nacht erschöß. Bei Hofe, erzählt die Komtesse, fand man das ganz selbstverständlich, aber die Bourgeoisie nahm es übel.

Auch das berühmte Couffer des Königs wird geschildert. Jeden Abend um halb zehn. Die Höflinge erwarteten den König, er trat ein, sah niemanden an und ging auf sein Bett zu, um zu beten. Der Priester reichte ihm das Gebetbuch und hielt ihm einen großen Leuchter mit zwei Kerzen hin. Das Gebet war kurz, der König erhob sich, der Kammerdiener nahm dem Priester den Leuchter ab, um ihn nun, auf ein Zeichen des Königs, einem der Höflinge zu reichen, der ihn dann die ganze Zeit zu halten hatte. Vom König zu diesem Dienste bezeichnet zu werden, galt für eine hohe Ehre, die sehr gesucht war, und in allen Salons wurden die Höflinge, die vom Couffer des Königs kamen, sogleich gefragt: Wer hat den Leuchter gehabt? und diesen beneidete man sehr. Dann wurden dem Könige Rod, Weste, Hemd ausgezogen, und da war er nun nackt bis zum Gürtel und rieb und kratzte sich, als ob er allein gewesen wäre, vor dem ganzen Hof, auch vornehme Fremde ließ man zuweilen zu. Der erste Kammerdiener gab nun das Nachhemd dem Höflichen unter den Anwesenden. Dies besammte das höfliche Geseh, nicht die Laune des Königs: das Hemd war ein Recht, während der Leuchter eine Gunst war. Kam das Hemd an einen Prinzen, so liebte es der König, mit ihm zu scherzen, wich aus, drehte sich, lief weg, ließ sich verfolgen, so daß der Prinz Mähe hatte, das Hemd über ihn zu ziehen, und lachte dabei

laut, mit jenem grob polternden Lachen, das allen, welche ihm aufrichtig ergeben waren, so peinlich klang. War dieses Spiel aus, so nahm der König seinen Schlafrock, drei Diener öffneten ihm den Gürtel und die Hose, diese fiel auf die Füße herab; und in dieser Tracht, die ihm das Gehen sehr erschwerte, begann er, die Füße schleppend, Cercle zu halten. War er schlecht aufgelegt, so dauerte das Couffer nur ein paar Minuten; gelang es einem klugen Höfling, ihn zu belustigen, oft eine Stunde. Solchen widerfuhr dann häufig die Ehre des Leuchters; die anderen neideten es ihnen und ärgerten sich, daß es so lange dauerte. Hatte der König endlich genug, so setzte er sich auf einen Stuhl und hob die Beine, zwei Pagen knieten nieder und zogen ihm die Schuhe aus und warfen sie mit Lärm weg, dies war ausdrücklich vorgeschrieben. Hörte der Türhüter den Lärm, so rief er: Fort, meine Herren! und öffnete die Tür. Man entfernte sich, die Feier war aus. Nur wer an diesem Abend den Leuchter gehabt hatte, durfte noch bleiben und sich dem Könige anvertrauen, wenn er insgeheim einen Wunsch oder eine Bitte hatte.

Dieß man dies und fällt einem ein, daß ja seitdem noch kaum vier Generationen hinabgejunten sind, so wäre man versucht, fast ein bißchen stolz auf unsere Zeit zu sein. Denn es gibt doch heute keinen Preis, um welchen sich irgend ein Mensch zu so supiden und brutalen Erniedrigungen verkaufen möchte. Aber man soll nichts verschwören.

Den König hat unsere Komtesse offenbar gern. Man merkt, welche Mähe sie sich gibt, für ihn zu schwärmen. Es geht aber schließlich doch nicht. Denn der „ausgezeichnete Fürst“ hat nicht einmal Manieren. In der besten Absicht, liebenswürdig zu sein, pflegt er auf einen loszutappen, ganz dicht heran, so daß man bis an die Wand gedrängt wird; wenn ihm aber dann nichts einfällt, und das ist meistens der Fall, lacht er nur plötzlich laut auf, dreht sich um und stapft fort. Wer daran noch nicht gewöhnt ist, verläßt wütend den Hof, überzeugt, daß ihn der König beleidigen und beschämen wollte. Der König will aber gar nichts, er ist nur so schlecht erzogen.

Worüber er sich selbst manchmal im kleinen Kreise bitter beklagt; er sieht alles ein, es nützt nur nichts. Er hat über sich so wenig Gewalt, wie über seine Brüder oder über seine Frau. Das Unaushaltbare muß sich vollenden, sinnlos treiben sie hinab. Es ist keine Leidenschaft, die sie verbirbt; es sind nur ihre täglich kleinen Schwächen. Den Ruf der Königin schändet zuerst das Spiel. Spielt sie wenigstens gern? Genießt sie wenigstens den Rausch, der die großen Spieler verückt? Nicht einmal. Sie spielt nur, weil es gerade Mode ist. Sie kennt keine andere Leidenschaft. Sie schmückt sich, um nach der Mode zu sein, sie macht Schulden, um nach der Mode zu sein, sie spielt, um nach der Mode zu sein, sie schlingelt, um nach der Mode zu sein, sie ist kokett, um nach der Mode zu sein: Etro la jolis femme la plus à la mode lui paraissait le titre le plus désirable; et ce travers, indigne d'une grande reine, a été la seule cause des torts qu'on a si cruellement exagérés. Alles, was sie treibt, macht ihr eigentlich gar keine Lust, es geschieht nicht aus Leidenschaft und nicht aus Laune. Sie tut es nur, um mitzutun und sich hervorzutun. Man versteht das erst gar nicht, aber dann sagt die Komtesse gelegentlich ein merkwürdiges Wort: nämlich, für die Königin sei auch ihr Kredit schließlich nichts gewesen als un moyen de succès dans la société. Eine Königin, die um ihren „Erfolg in der Gesellschaft“ bangt! Eine Königin, zitternd wie eine kleine Schauspielerin, vor Angst, ob sie denn gefallen wird! Eine Königin, befangen vor dem Urteil der Leute! Und da fällt einem ein, daß sie ja aus Oesterreich ist.

Endlich die Brüder des Königs: Monsieur, der Graf von Provence, nachmals Ludwig XVIII., und der Graf von Artois, nachmals Karl X. Jener gleicht dem König: täppisch, ungeschickt, schwerfällig, was er benützt, um sich den Schein eines Gelehrten zu geben; er tut sehr groß mit ein paar Zitate aus Horaz, macht den Geheimnisvollen, der die Politik des Uniglichen Bruders nicht billigen kann, aber schweigen muß, und bereitet sich vor. Wie er es dann später versteht, den Bruder zur richtigen Zeit im Stiche zu lassen, das zeigt übrigens doch eine nicht gewöhnliche Begehung, die freilich auch nicht jeder

Herrschern und zu führen, die den Verkehr aus der Nordsee durch den Kanal, aus der Britischen See, von der Südküste Englands und von der Westküste Frankreichs nach der Küste Portugals, nach Gibraltar und nach dem Mittelmeer und endlich nach der Westküste Nordafrikas vermitteln. Ferrol bildet das Bindeglied zwischen dem Hauptkriegshafen Englands, Portsmouth, und Gibraltar, dem Schlüssel des Mittelmeeres und des Suezkanals. Die Bedeutung Ferrols für die britische Vorherrschaft zur See ist aus diesen Andeutungen ersichtlich.

Wenn England aus Ferrol eine Flotten- und Kohlenstation machen sollte, so würden dadurch in erster Linie Frankreich und Deutschland getroffen werden. Heute schon kann England den Verkehr der südfranzösischen Mittelmeerhäfen nach den französischen Kolonien in Ostafrika und in Westafrika, nach dem Senegal, nach Guinea und nach dem Kongo sperren. Mit der Festsetzung der britischen Seemacht in Ferrol würde aber auch der Verkehr der westfranzösischen Häfen Havre, Cherbourg, Brest, Bordeaux und so weiter von Ferrol aus gestört und unterbrochen werden können, vorausgesetzt, daß England in dem nordspanischen Hafen eine offensive Macht unterhalten würde. Fast ebenso hart würden die deutschen Häfen Hamburg und Bremen in ihren Verbindungen mit Deutschland, Westafrika, getroffen werden, während England sich mit der Festsetzung an der Etappe Ferrol eine zweite Schiffsfahrtslinie nach den südafrikanischen Kapländern sichern würde.

Schon wiederholt war Ferrol in der Kriegsgeschichte ein Streitobjekt zwischen den Seemächten. Im Jahre 1805 zwangen die Engländer nach der Schlacht bei Trafalgar vier französische Linienfahrtschiffe, ehe sie den Hafen von Ferrol erreichten, die Flagge zu streichen. Im Jahre 1809 wurde Ferrol von den Franzosen besetzt, bald aber wieder den Engländern überlassen.

Zur Reorganisation der spanischen Flotte.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“)

Madrid, 16. April.

Gestern fanden sich im Marineministerium William Beardmore und Leopold Roper, ersterer Ingenieur, letzterer Ausschichtungsmitglied einer der bedeutendsten englischen Schiffsbauanstalten, ein, um über die Wiederaufbau des Arsenalen Ferrol und den Bau spanischer Kriegsschiffe zu verhandeln. Beide berieten lange mit dem Marineminister Ferrandiz, zeigten ihm Pläne und Kostenvoranschläge und boten ihm jede Art Bürgschaft an. Der Minister versprach, die Sache genau zu prüfen und mit seinen Kollegen über dieselbe zu sprechen. Gleichzeitig trat der Marineauschuss zu einer Beratung zusammen und beschloss, die Kreditforderung für die Reorganisation der Flotte. Die Schiffe sollen auf spanischen Werften gebaut werden, doch darf ausländisches Material verwendet werden.

Dem Vernehmen nach handelt es sich bei der englischen Unterstützung nicht nur um die Reorganisation der Flotte, sondern auch um Vervollständigung der Küstenbefestigungen und Anschaffung von Luftschiffen. Der Marineminister hofft, daß ihm dafür für mindestens sechs Jahre fünfzig Millionen jährlich werden bewilligt werden. Die neue Flotte soll angeblich nur defensiven Charakter haben, doch sind auch Schnellkreuzer im Plane vorgesehen.

Die Blätter reproduzieren die Ausführungen der „Neuen Freien Presse“, alle Welt sei darüber einig, daß König Edward, während er anderen Mächten die Abrüstung zumutet, auf indirektem Wege durch Bewaffnung der Satellitenstaaten auf die Vermehrung der Seemacht Großbritanniens hinarbeitet.

Der Kaiser in Prag.

Wien, 16. April.

Heute hat der Kaiser die Prager Handelskammer durch seinen Besuch geehrt und bei diesem Anlasse Worte gesprochen, die überall einen tiefen Eindruck machen werden, weil sie eine herzliche Mahnung zum Frieden sind. Handelskammerpräsident Rivnac empfing den Monarchen in dem neuen Gebäude der Prager Handelskammer, dankte für die hohe Auszeichnung des Besuches und wies auf die Vorbereitungen hin, die für die Ausstellung getroffen werden, welche anlässlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers den großartigen Aufschwung der Industrie im Prager Handelskammerbezirk illustrieren soll. Rühmend hob er es hervor, daß beide Nationalitäten für diese Jubiläumsausstellung rüsten und hier in edlem Wettbewerb ihre Kräfte messen werden. Diese Worte des Handelskammerpräsidenten erwiderte der Kaiser mit einer Ansprache, in der er sagte: „es möge die Ausstellung ein mächtiger Schritt zur ehelichen Annäherung und zum dauernden Frieden zwischen beiden Volksstämmen sein, der mir so sehr am Herzen liegt“.

Die Deutschen Böhmens werden diese Worte des Kaisers mit Genugtuung vernehmen, denn sie wissen es dankbar zu würdigen, daß der Kaiser in jeder seiner Ansprachen beider Volksstämme, welche Böhmen bewohnen, gedenkt. Hat doch die Rede, mit welcher der Bürgermeister der Stadt Prag den Kaiser begrüßt hat, den Eindruck hervorrufen wollen, als ob der Besuch des Kaisers nur den Czechen gelten würde. Es mußte die Entrüstung der Deutschen Böhmens erwecken, wenn der Prager Bürgermeister von dem innigen Band zwischen der czechischen Nation und der geheiligten Person Sr. Majestät gesprochen hat, von dem innigen Band jedoch, das die Deutschen mit dem Kaiser verbindet, absichtlich geschwiegen hat. Die Deutschen in Prag sind daran gewöhnt, daß sie in einer Stadt, wo sie fast die Hälfte der städtischen direkten Steuern zahlen, ignoriert werden. Sie müssen sich die Dreifachheit bieten lassen, mit der das Anbringen deutscher Straftafeln an den Häusern unterzogen wird, obgleich ein Drittel des Zinssertrages in Prag auf den deutschen Häuserbesitz entfällt und sie noch heute das Recht haben, als ansässige heimische Bürgerschaft in Prag geachtet zu werden. Sie wissen es, daß die Prager städtische Verwaltung, die ganz in czechischen Händen ist, mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, Prag den Charakter einer czechischen Stadt zu geben und daß der Magistrat zum Beispiel keinem Geschäftsmann die Erlaubnis gibt, ein Portal zu errichten, wenn er sich nicht verpflichtet, einprächtige Firmentafeln anzubringen. Daran sind sie seit Jahren gewöhnt und trotzdem verrichten sie unverdrossen ihre Arbeit; auf industriellem und geistigem Gebiete schaffen sie zäh und tapfer weiter, obgleich man sie in einer Stadt, welche dem Fremden beim ersten Anblick verrät, sie sei von Deutschen gebaut worden, als Fremde behandelt. Als Schimpf aber mußten sie es empfinden, wenn der Prager Bürgermeister den Besuch des Kaisers nur für die Czechen reklamiert und wenn er in seiner Rede die Lokalität des czechischen Volkes rühmt, ohne der in guten und in bösen Tagen bewährten dynastischen Treue der Deutschen zu gedenken. Deshalb haben sie es auch dankbar empfunden, daß der Kaiser in seiner Antwort auf die Rede des Bürgermeisters darauf hingewiesen hat, daß Prag die Hauptstadt eines Landes ist, welches von zwei Volksstämmen bewohnt wird, und daß die großen Aufgaben der Verwaltung einer Großstadt das Zusammenwirken beider Völker des Landes erfordern. Der Kaiser hat auch von der Achtung vor dem Recht gesprochen, die erst einen Frieden im Lande begründen kann, und zweifellos werden die deutschen Politiker, welche vom Ministerpräsidenten Freyherrn v. Beck empfangen werden, die Gelegenheit benützen, um

darauf hinzuweisen, wie seit Jahren diese „Achtung vor dem Rechte“ in Prag verletzt worden ist.

Der Eindruck der gestrigen Kundgebung des Kaisers ist durch die heutige Ansprache noch verstärkt worden. Die Deutschen Böhmens wissen es jetzt, daß die Versuche, die Reise des Kaisers allein für die Czechen zu reklamieren, gescheitert sind. Mühte doch vieles dazu beitragen, diesen Glauben zu fördern. Die lange Dauer des Aufenthaltes, welche ganz ungewöhnlich ist, erweckte den Anschein, als würde in Prag die Residenz aufgeschlagen; zwei Erzherzoge weilten an der Seite des Kaisers in dem alten Königsschloß auf dem Grabsahin; der Ministerpräsident und vier Minister sind im Gefolge des Kaisers. Diese Reise trug so sehr den Charakter des Feierlichen und Außerordentlichen an sich, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie die ganze czechische Königsromantik wieder erweckt hat. Um die Burg auf dem Grabsahin spinnen sich die romantischen Träume des czechischen Volkes und in der Weizelskapelle des St. Veitdomes ist die Krone aufbewahrt, welche den böhmischen Königen aufs Haupt gesetzt wurde. Dies alles mußte der Kaiserreise den falschen Schein geben, als würde den böhmischen Staatsrechtsphantasien eine Huldigung erwiesen, und die czechischen Zeitungen sind eifrig bemüht, diesen Schein auszunutzen. Die Worte des Kaisers machen diesen Träumen ein Ende. Sie sagen deutlich, daß der Aufenthalt des Kaisers in Prag beiden Volksstämmen des Landes gilt. Sie weisen mit feinem Takte die kühnen Bemühungen jener czechischen Politiker zurück, welche, wie der Bürgermeister von Prag, den Besuch des Kaisers für die Czechen reklamieren wollen. Die Anstengungen, welche gemacht worden sind, um Prag durch rotweißen Flaggenschmuck ganz den Charakter einer czechischen Stadt zu geben, die Demonstrationen, welche in gewohnter Weise ausgeübt wurden, um die Deutschen zu zwingen, an Stelle schwarz-gelber rot-weißer Fahnen auszuhängen, haben sich als vergeblich erwiesen. Jede neue Rede des Kaisers weist wiederum darauf hin, daß Prag die Hauptstadt eines Landes ist, in welchem nicht nur Czechen, sondern auch Deutsche wohnen und daß der Kaiser bei beiden Volksstämmen zu Gast ist.

(Telegramm der „Neuen Freien Presse“)

Prag, 16. April.

Heute begann die Reihe der Besichtigungen, wie sie in dem offiziellen Programm in Aussicht genommen sind. Den Anfang machte der Besuch des Kaisers in der Prager Handels- und Gewerbekammer. Sowohl in Erwiderung auf die Antwort des Handelskammerpräsidenten Rivnac wie auch in der Konversation mit verschiedenen Industriellen gab der Monarch dem dringlichen Wunsch nach einem dauernden Frieden zwischen den beiden das Land bewohnenden Volksstämmen Ausdruck. Dem Ehrenpräsidenten der in Aussicht genommenen Jubiläumsausstellung, kaiserlichen Rat Wöhanka, versprach der Kaiser auf eine diesbezüglich vorgebrachte Bitte, diese Ausstellung zu besuchen. Bei Besichtigung der Universitätsplätze gab der Kaiser sowohl den deutschen wie den czechischen Lehrpersonen gegenüber der Besorgnis Ausdruck, ob es auch gelingen werde, in den zu errichtenden Gebäuden alle Studenten unterzubringen.

Leider war das Wetter auch heute nichts weniger als günstig. In kurzen Intervallen geht immer wieder ein feiner Sprühregen nieder. Die Begrüßung, die dem Kaiser in allen Straßen, die er passierte, zu teil wurde, war gleich herzlich wie am gestrigen Einzugsstag. Viele Tausende von Menschen bildeten längs der ganzen Strecke, welche der Wagen des Kaisers zurücklegte, ein dichtes Spalier. Am stürmischsten gestalteten sich die Ovationen vor dem „Deutschen Hause“, wo donnernde, nicht endenwollende Hochrufe dem Kaiser entgegenkollten.

manns Sache wäre. Den anderen Bruder, den Grafen von Artois, der dann jener den kirchlichen so teure Karl X. wurde, schildert die Komtesse mit der Nachsicht, die Frauen für elegante Lumpen zu haben pflegen. Sie berichtet zuerst, wie er plötzlich die Laune hat, die Belagerung von Gibraltar mitzumachen, sich aber dort so feig benimmt, daß der kommandierende General zu den Engländern hinüberschicken muß und sie bitten läßt, nicht zu scheitern, wenn der Prinz sich zeigt. Dann schildert sie die Ehe dieses von den Frommen so verehrten Fürsten. Er hat eine Prinzessin von Savoyen geheiratet, einen Ausbund von Häßlichkeit, vollkommen blöb, zuwider und mißartig. Er betrügt sie sehr. Sie vergibt es ihm und tröstet sich mit der Garde. Er entzieht sich ihr nun ganz. Als sie daher nun nach einiger Zeit wieder die Folgen der Tröstungen mit der Garde spürt, wird ihr Angst. Sie fürchtet seinen Zorn, rennt zur Königin, bekennt ihr und fleht und flehnt sie an, doch beim König und beim Grafen für sie zu sprechen. Die verspricht es, läßt den Grafen kommen und läßt nun lang herumzureden an, weil auch sie sich doch ein bißchen fürchtet. Den Hut in der Hand, steht der gräßliche Schwager ritterlich vor ihr. Endlich entschließt sie sich doch und sagt ihm also, daß ihn einer von der Garde zum glücklichen Vater gemacht hat. Da wirft er den Hut weg, stemmt die Arme in die Hüften, um besser lachen zu können, und schüttelt sich vor Lachen und ruft: Ach der arme Mann, der arme Mann, wie ich ihn beklage! Der ist genug bestraft! Die Königin erwidert: Meiner Treu, was habe ich mich denn dann so aufgeregt? Aber dann gehen Sie zum König, um ihm zu sagen, daß Sie der Gräfin verzeihen! Er beteuert: Aber gern, vom Herzen gern, ach, der arme Mann, der arme Mann! Doch der König ist strenger und straft den Schuldigen hart, indem er ihn nach den Kolonien verschickt. Wozu man freilich bei Hofe meint, er hätte dann die ganze Compagnie nach den Kolonien schicken müssen. So schildert die Komtesse die Ehe des kirchensstrengen Karl X., der ja doch noch einmal heilig gesprochen werden wird, er hat es sich um die Frommigkeit und Stillschlichkeit durch seinen Eifer verdient.

Die Komtesse findet ihn dann in London wieder, im Exil. Er lebt dort von einer englischen Pension, kommt aber nicht aus, weil er eine verschwenderrische Beliebte hat, und hilft sich nun, indem er von Zeit zu Zeit mit Emiffären einen neuen Plan berät, in Frankreich einzufallen, in der Vendée oder in der Bretagne, worauf sich Herr Windham, der Kriegsminister Pitts, immer wieder düpiert läßt, ihm einige tausend Pfund zuzuschicken. Davon kommen zweihundert oder dreihundert an irgend einen armen Teufel, der sich dafür irgendwo an der Küste erschließen lassen muß, den Rest zehrt die schöne Verschwenderrin auf. Die Komtesse behauptet nicht, daß der Graf diesen Schwundel angeordnet hätte. Er müsse von ihm aber gewußt haben, und so hat er ihn schweigend gebilligt. Mehrere Male. Bis Herr Windham ihn entdeckte und dem Grafen etwas lebhaft seine Meinung sagte. Die Komtesse hat das von Herrn Windham selbst. Uebrigens, sagt sie, war es allgemein bekannt.

Eines Tages wird der Bruder des Generals Frotte zum Grafen von Artois nach London geschickt. Er soll diesen bestimmen, heimzukehren. Die Vendée ist verloren, wenn nicht ein königlicher Prinz kommt. Großer Rat. Artois und seine Getreuen, Bischöfe und Barone. Herr v. Frotte schildert beredt, wie wichtig es ist, daß der Prinz zu kommen sich entschließen, wie alle auf ihn hoffen und harren, wie er allein noch alles retten kann. Die Getreuen stimmen zu, es sei notwendig, es sei unermesslich. Nun geht man ins Detail. Die ganze Reise wird besprochen. Man wählt das Gefolge. Alles wird beschlossen. Der Graf von Artois ist schweigsam und scheint zuzustimmen. Endlich fragt Herr v. Frotte feierlich: Ich kann also meinen Bruder verständigen, daß Eure Hoheit kommen? Da fällt einer der Getreuen ein, ein Baron Roll, ein Deutscher: Erlauben Sie noch einen Augenblick, ich kommandiere die Gardien des Grafen von Artois und bin also dem König verantwortlich für die Sicherheit des Grafen — können Sie mir bürgen, Herr v. Frotte, daß dem Grafen nichts geschehen wird? Darauf hält v. Frotte: Ich bürgere, daß wir Hunderttausende sind, die sich töten lassen, bevor ein Haar von seinem Haupte fällt

mehr kann ich nicht sagen. Darauf der Kommandant der Gardien: Ich wende mich an Sie alle, meine Herren, ist das eine genügende Sicherheit, darf ich zustimmen? Darauf alle einstimmig: Nein, unmdglich. Und nun hob der Graf von Artois die Sitzung auf, indem er Herrn v. Frotte sagte, er wünsche ihm glückliche Reise und bedauere sehr, auf einen Plan verzichten zu müssen, den Herr v. Frotte doch selbst für untunlich erkennen müsse. Dieser aber, erst ganz sassunglos, schlug nun mit der Faust auf den Tisch und schrie fluchend, sie verdienten es gar nicht, daß sich so viele tapfere Männer für sie opfern wollten! Man erinnert sich unwillkürlich an ein Wort der Marie Antoinette zum Baron v. Coquelat, als der König dem Grafen von Provence befohlen hatte, aus Koblenz zurückzukehren, und der Baron die Weigerung des tapferen Bruders brachte: Sie töten uns, sie erwürgen uns, der Prinz liefert uns aus, er ermordet uns. . . . Cain, Cain! . . . Es bleibt uns also nichts als der Tod.

Unsere Komtesse ist über diese Taten des Grafen von Artois, künftigen frommen Königs Karl X., manchmal recht ärgerlich, aber sie hört doch niemals auf, ihn insgeheim zu bewundern. Weil er nämlich so wirklich elegant ist. Das scheint ihr wichtiger. Sie sieht ihn einmal mit dem Prinzen von Wales zusammen, da wird sie ganz schwärmerisch. Der Prinz von Wales hat ja auch die besten Manieren, aber es sind eben nur Manieren, beim Artois ist es die Natur selbst. Nichts gleicht seiner Kamut, seiner Würde, la tournure, le costume, la façon d'entrer, do sortir, tout cela éat incomparable.

Die ganze höfische Zeit ist in den paar Worten. La façon d'entrer, do sortir entscheidet alles. Es gilt nicht, was ein Mensch ist oder wirkt, sondern wie er sich zeigt. So passionnant pour toutes les petites choses et resistant froid devant les grandes, sagt die Komtesse einmal von dieser Zeit. Was merkwürdig mit einem Worte von Larochefoucauld stimmt: Ceux qui s'appliquent trop aux petites choses, deviennent ordinairement incapables des grandes. Und man begreift das ungeheure Saugen der Menschheit, als dann Napoleon erschien, ein Wirklicher, der im Großen groß war.